

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Vom Oldenburger Hoftheater zum Dresdner**

**Löhn-Siegel, Anna**

**Oldenburg, 1885**

VI. Die einzige Tochter Ludwig Devrient's

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5977**

## VI.

### Die einzige Tochter Ludwig Devrient's.

---

Ich stand vor Ludwig Devrient's Bild. Die schmalen Wangen deckte eine krankhaft gelbliche Blässe, eine Linie der Weltverachtung und Melancholie spielte um die Augenwinkel, sank die steile Nase herab, die wie eine seltsame Felsenformation die Oberlippe überhing, und saß fest in den zwei Falten um den Mund. Das von schwarzem Haarbusch überwallte Vorderhaupt war wenig zu sehn, nur durch die starken Wölbungen über den Augenhöhlen zu errathen. Der gluthvolle Gedankenherd verbarg sich gleichwie absichtlich.

Aber die Augen verkündeten ihn. Diese beiden südlisch-schwarzen Augen glänzten wie giftumhüllende Tollkirschen und hatten etwas Fascinirendes. Eine ganze Welt gewaltiger innerer Vorgänge blitzte daraus hervor. Leidenschaft, Hohn, wilder Troß, das dämonische Walten des Genie's, und doch auch ein Tropfen Schwermuth. Ein geheimer schmerzlicher Druck zog das Augenlid an den Winkeln sanft herab.

Welch' ein Kopf!

Der Maler hatte ihn lebensgroß wiedergegeben, aber von Hals und Schultern war fast nichts zu sehn. So hockte das merkwürdige Menschenhaupt im engen Rahmen und schaute wie aus einem Kerkerfensterlein von der Wand herab. Ein offener Widerspruch. Dieser Kopf mußte Raum haben, er konnte Wände mit den Ausgeburten seines Hirns bevölkern.

Wo ich im Zimmer stand, es war als dolchten mich diese schwarzen Augen, als drehe sich das Haupt und blicke drohend in die fernsten Winkel. Und stand ich wieder davor, so schien es mit Selbsthohn zu flüstern: „Wozu dies Gemisch von Knochen, Haut, Fleisch und Haar auch noch abmalen? Wozu den Spiegel innerer Zerrissenheit und bizarrer Melancholie vor aller Menschheit an den Wandnagel hängen?“ — Ja, es war ein Bild, zu dem man sagen konnte, wie der Meister des Cinquecento zu seiner Moses-Statue: Parla! (Rede!)

Emilie Höffert, die einzige Tochter des großen Künstlers aus seiner einjährigen Ehe mit Margarethe Neese, stellte das in jeder Hinsicht gesänftigte Antlitz ihres Vaters dar, trotz der Gleichheit der Linien. Dieselbe große hängende Nase, dieselbe schmale Gesichtsförm, aber die Hautfarbe weiblich-zarter, so daß an den Schläfen blaues Geäder durchschimmerte. Die dunkeln Augen blickten lebhaft und verlangend in die Welt hinaus, aber ohne jene verzaubernde Dämonie, die ein unheimliches Schattenreich im Busen ahnen läßt. Harmlose Gutmüthigkeit und eine lebensfrohe Schalkhaftigkeit spielten in diesen Augen und Zügen und contrastirten oft mit dem Ernste der darzustellenden tragischen Mütter und mürrischen Familienhäupter.

So kam es, daß die vom Schicksal vielgeprüfte Frau noch immer gern scherzte und lachte und lachend erzählen konnte, wie oft sie sich schon ‚vis-à-vis de rien befunden habe.‘

Das dunkle Haar, das sie in sorgfältig gebrannten Wellenscheiteln um die Stirn gruppirte und aufpuffte, verstärkte noch ihre Aehnlichkeit mit dem Vater, und als sie es einmal zum Spaß bis fast auf die Nase herabkämunte und einen höhnischen Gesichtsausdruck annahm, rief ich unwillkürlich:

„Ludwig Devrient, aber im Bemühen, von der düstern Auffassung des Lebens und der Dinge zu einer versöhnenden überzugehn. Sie sind der gemilderte Vater“ —

„Und der verwässerte Genius“, warf Emilie Höffert mit

der sie zuweilen überfallenden Selbstironie ein. „Mein Vater nannte mich schon als Kind: verweiblichter Ludwig.“

Frau Höffert, obgleich eine angehende Bierzigerin, sträubte sich gegen das Altwerden, jene für die Mehrzahl ihrer kunstbessenen Schwestern (und auch für die von der Kunst unberührten) unbequeme Einrichtung der Natur. Puderhauch und zarte Schminkröthe, schwärzliche Malerei der Brauen und Wimpern gaben der Dame einen coquetten Anstrich. Ein Komiker scherzte über sie:

„Man behauptet, sie schläft auch geschminkt, wenigstens mit den geliebten Kosmetiques unter'm Kopfkissen.“

Auch der jugendliche Schwung der Taille bedurfte Nachhilfe und erfuhr sie, doch bewegte sich die mittelgroße Figur im Leben und auf der Bühne nicht ohne eine gewisse elastische Grandezza.

In der Toilette hielt sich Frau Höffert möglichst elegant, vielleicht über ihre Gagenverhältnisse, und erschien auf der Probe nie ohne phantastische schwarze Spitzenbehänge um Haupt und Wangen.

„Daß man die Haut am Hals und am Kinn nicht straff erhalten kann!“ seufzte sie in einem Anfall von Traurigkeit über die Flucht der Jugend. „Das runzelt, das wulstet da unterm Gesicht und redet die Wahrheit, wenn die Larve noch leidlich täuscht. Zudecken! Zudecken! Es bleibt keine andere Rettung.“

Also Spitzenbehänge, Tüllwolken her, sobald der große Blendenhut von 1848 mit der breiten hüllenden Schleife am Kinn abgenommen werden mußte.

Als Schauspielerin zeigte sich die Tochter Ludwig Devrient's intelligent und routinirt, wodurch sie eine vielverwendbare Kraft wurde. Ihre Leistungen im Fache der Anstandsdamen und ihr Benehmen als Privatperson verriethen wohlthuend die feine Erziehung in einem der ersten Mädcheninstitute Berlins.

Leider mußte sie die Schwäche und Stumpfheit ihres Organs beklagen. Noch mehr das Publikum, denn trotz aller Anstrengung war die Sprecherin selbst in Oldenburg's niedlichem Musentempel zuweilen schwer verständlich. Rollen aber, die Kraft der Stimme und Wucht des Ausdrucks erfordern, vermochte sie nicht zur Geltung zu bringen.

Als der dramatische Dichter Robert Griepenkerl Frau Höffert zum ersten Male erblickte, sagte er nicht ohne Staunen:

„Wer ist denn die da, die so flott und doch gewichtig einhergeschritten kommt? Eine auffallende Physiognomie, ohne sympathisch zu wirken. Doch das Auffallende wirkt nie sympathisch. Für diese merkwürdige Nase könnte man versucht werden, eine besondere Characterrolle zu schreiben. Dann hieße es wohl: Die Rolle ist ihr auf die Nase, nicht auf den Leib geschrieben.“ —

Eine liebliche Erscheinung und ein hoffnungsvolles Talent war Elise Höffert, die achtzehnjährige Tochter Emiliens, für jugendlichste Liebhaberinnen engagirt. Man konnte es aus ihren Zügen errathen, daß sie die Enkelin des wunderbaren Mannes dort im Bilde sei, aber alle Schärpen und Ecken, die selbst im Antlitz der Mutter sich noch stark markirten, erschienen in's Goldweibliche gemildert an der Enkeltochter.

Schöne glatte Scheitel faßten mit dunkeln Linien das edle Oval des Gesichts ein, der hübsche Mund lachte gern, die großen braunen Augen, von schönen Bogen überwölbt, hatten einen feuchten Schimmer, der muntere Jugendblick berührte wie Maienluft. Die etwas große, aber wohlgeformte Nase hatte nicht das Steilherabfallende und Vornüberhängende, wie bei'm Großvater und bei der Mutter, auch wurde ihre Größe angenehm gedämpft durch die vollen Wangen Elisen's, die bei'm Lachen sich zu runden Aepfeln formten.

Die Gestalt war eher klein als groß, aber zierlich und von einem jungfräulichen Hauch umwoben. Als Prinzessin Marie im Schauspiel ‚die Valentine‘ von G. Freytag ist sie mir unvergeßlich geblieben. Ich sah diese Parthie nie wieder so einfach-kindlich, so unbewußt-graziös. Wie ragte das dunkel-äugige Antlitz, von schwarzen Scheiteln umrahmt, so frisch und hold aus dem weißen Schwanbesatz des hohen Halskragens hervor! Die begabte junge Schauspielerin und liebenswerthe Collegin wurde ungefähr zwei Jahre später nach Hamburg engagirt, gefiel sehr und erweckte die schönsten Hoffnungen. Aber die Liebe trat in ihr junges Leben entscheidend ein, um sie der Bühne auf immer zu entführen und ihr ein schönes Loos an der Seite eines geachteten Privatmannes zu bereiten. Da besiel ein tödtliches Nervenfieber die glückliche Braut und legte sie anstatt in die Arme des Gatten in die des Todes.

Emilie Höffert hatte noch außerdem zwei Söhne, von denen ich nur den einen, Louis, kennen lernte, der eine Schulanstalt Oldenburg's besuchte. Der junge Mensch besaß große Anlagen zum Zeichnen und einen scharfen Blick für alles Charakteristische und Lächerliche. Das führte ihn zum Karrikiren, worin er bei seiner Jugend Erstaunliches leistete. Er stattete seine Karrikaturen, die er mühelos mit raschen Strichen auf jeden Zettel hinwarf, mit so feinen, dem Leben abgelauchten Zügen aus, daß man die kritisirten Persönlichkeiten sofort erkennen und herzlich belachen mußte. Auch ging er in den gewissen ange-dichteten Uebertreibungen nie bis zum Widerwärtigen. Die treffendsten Wahrnehmungen haßte er wie im Fluge, Niemand war sicher vor seinem Stift. Stolz sagte die Mutter: „Er hat doch etwas vom Großvater, wenn auch nur in der Hand.“

Ludwig Devrient's Tochter hatte die Liberalität ihres Vaters geerbt, nur nicht die Mittel dazu. Sie war über ihr Können gastfrei und nobel. Trotzdem sie immer klagte: „Es reicht nicht, es reicht nicht!“ trotzdem die gute Elise von ihrer

kleinen Gage Beiträge zum Haushalt und zum Schulgeld für den Bruder abgeben mußte und sich in ihren Garderobebedürfnissen auf's Aeußerste beschränkte, veranstaltete Frau Höffert ein dem Hotel entlehntes feines Soupé, als ich ihr meine erste Visite gemacht und ein so lebhaftes Interesse für das Portrait ihres Vaters an den Tag gelegt hatte. Ich war in peinlicher Verlegenheit, aber sie sagte: „Ihre Artigkeit hat mich angenehm berührt. Glauben Sie mir, die gute gesellige Form wird immer seltener unter den Schauspielern. Ich mußte mich erkenntlich zeigen.“ —

Dankbarer als für die Gaumengenüsse, um deren Anschaffung willen die Familie vielleicht einige Tage darben mußte, war ich meiner Gastfreundin für die Mittheilungen aus ihrem Vaterhause, mit denen sie nicht zögerte.

„Ich kam selten nach Haus“, erzählte sie, „befand mich wohler in der trefflichen Erziehungsanstalt Berlins, welcher mein Vater mich seit früh'ster Jugend übergeben hatte. Was sollte auch ein junges heranwachsendes Mädchen, ein halbes Kind, in diesem ungeordneten wüsten Haushalt? In's Theater durfte ich nicht gehn, mein Vater hatte es streng verboten. Er hoffte so am sichersten, eine etwa im Comödiantenkinde aufkeimende Neigung für den verführerischen Zauber der Bühnenswelt zu ersticken. Vergebens!“

Es ist eine seltsame, aber nichts destoweniger häufige Erscheinung unter den Schauspielern, daß sie nicht wünschen, ihre Kinder sollen einst derselben Kunst angehören, welche die Eltern zu Ansehen und guten Stellungen in der Welt gelangen ließ. Ja, man hat es erlebt, daß, je weiter es der Vater auf dem Pfade der Bühnenerfolge brachte, desto eifriger suchte er den Sohn und die Tochter davon abzuhalten, ihn zu betreten. Mit einem Stolze, der uns irre macht an der innern Befriedigung, die der tüchtige Künstler in seinem Berufe finden sollte, sagt er dem Privatmanne:

„Meine Kinder dürfen nie das Theater betreten. Sie könnten dem Reiz erliegen, den diese Scheinwelt ausströmt, und er würde sie von den Zielen ablenken, die ich für sie vorgezeichnet habe.“

Aber nur selten gelingt es, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, ächtes Schauspielersblut zu dämpfen, das ungestüm in den Adern rollt und nur gesund vor den Lampen schlägt, gleichviel ob es in der Kunst Großes oder auch nur Kleinstes zu erreichen im Stande ist.

Frau Höffert sprach nur in Andeutungen von einer weiblichen Persönlichkeit, die ihr den stundenweisen Aufenthalt im Vaterhause gänzlich verleitet habe. Da mir von einer zweiten Verheirathung Ludwig Devrient's niemals etwas bekannt geworden war, mußte wohl eine mit den Rechten einer Gattin ausgestattete Freundin unter der Friedensstörerin zu verstehen sein. Sie hatte das einzige Kind des großen Devrient's, das er innig liebte, gerade deshalb gehaßt und bei'm Vater zu verdächtigen gesucht. Einmal war ein furchtbarer Auftritt erfolgt, weil Devrient seine Tochter weinend fand, während er sie kindlich glücklich gewähnt haben mochte. Emilie, sonst zurückhaltend und ängstlich, gestand ihren Kummer und klagte über die liebevolle Behandlung, die sie im Vaterhause erführe.

„Da brach ein Sturm los, der aller Beschreibung spottet“, erzählte Frau Höffert und schauderte noch jetzt. „Ich hätte fürchten mögen, der Vater sei wahnsinnig geworden. Er raste durch's ganze Logis, um die Uebelthäterin zu suchen, zerschlug was ihm im Wege stand, wüthete gegen die unschuldigsten Dinge, hohnlachte, verfluchte sich selbst, raufte sein Haar wie Lear im Sturm und sank endlich im Innersten gebrochen zu Boden. Jetzt näherte ich mich ihm weinend und zingend und bat ihn mit den rührendsten Flehensworten eines geängstigten Kindes, wieder gut zu sein und sich zu beruhigen, worauf er



in Pausen und nach Athem ringend sprach: „Emilie, verfluche mich nicht. Ich bin unglücklicher als Du begreifen kannst, Kind. Vielleicht wenn Deine Mutter, die liebe Grethel, leben geblieben wäre, hätte Alles eine andere Wendung genommen. Hier, mein Kind, nimm, was ich bei mir habe (er suchte fieberhaft zitternd in allen Taschen und brachte größere und kleinere Geldstücke hervor), nimm, kauf' Dir was Hübsches. Du wünschtest Dir einen Fächer. Nimm, freue Dich daran und denke dabei an Deinen armen Vater, der sich doch so herzlich gern mit Dir freuen möchte, wenn er nicht dem unerbittlichen Dämon verfallen wäre, wenn ihn der höllische Geist nicht umherjagte, marterte, fesselte — o, es ist gräßlich —“ jetzt ging der Ton seiner Stimme wieder in jene grausigen Schwingungen über, die alle Hörer im Theater erzittern machten. Ich flehte von Neuem, er möchte sich beruhigen. Da sah er mich mit seinen schönen tiefdunkeln Augen schwermüthig an, flüsterte leise: „Was ist's doch, daß wir nicht können, wie wir wollen? Woran liegt's nur? Ich will doch!“ — Dann küßte er mir die Hände, gleich wie um Vergebung flehend, und sagte halbschluchzend: „Geh', Kind, und was Hübsches, was recht Hübsches kauf' Dir. Der Gedanke thut mir wohl, daß Du Dich freust und dabei Deines Vaters denkst. Mir ist so wund hier auf der Brust, so schmerzlich weh und wund. Geh', mein Kind.“ — In Frau Höffert's Augen standen Thränen, und sie versicherte doch, daß sie die Geschichte schon oft erzählt habe.

Ein längeres Stillschweigen trat ein, dann sprach sie:

„Er wollte um keinen Preis der Welt, daß ich mich der Bühne widmete, und als ich endlich fest entschlossen war, den Schritt zu thun, da es ja auch in des Vaters Verhältnissen immer mehr rückwärts ging und seine Gesundheit untergraben war, kam es zu einer andern entsetzlichen, Mark und Bein erschütternden Scene. Er flehte in den zärtlichsten Tönen, hielt mein Haupt mit beiden Händen, die fieberheiß und feucht

waren: „Emilie, Emilie, geh' nicht zum Theater, Du gehst in die Hölle. Thu' mir's nicht zu leide, ich trage Leids genug. Emilie, ich ließ Dich was Ordentliches lernen, Du kannst Dir das Leben auf andere Weise fristen, aber nur nicht zum Theater, mein liebes, liebes Kind. Es sieht lachend aus, aber dahinter lauern die Teufelsfräzen. Wer zum Theater geht, und ergiebt sich nicht dem Teufel, bleibt ein Nichts. Der Teufel allein macht den guten Schauspieler, nur der Teufel im Menschen. Der Engel nicht. Der Engel ist fade auf der Bühne, das heißt der wahre reine Engel. Die Lüge ist der Teufel und das Theater ist die Lüge. Kind, Du bist engelrein, geh' nicht zum Theater.“

Nach abermaliger Pause sprach Frau Höffert tiefseufzend:

„Und ich ging doch! Aber was blieb mir auch anders übrig? Als der Vater starb, fanden sich nur zerrüttete Verhältnisse, Schulden bei Bucherern und Blutsaugern. Ach, er hatte es ja oft im bittersten, schmerzlichsten Tone der Selbstanklage wiederholt: „Ich Hund von einem Vater, ich habe ja nichts für Dich gesammelt, Du armes Kind, ich erbärmlicher Hund — nein, ein Thier sorgt besser für seine Jungen.“ — Ich war glücklich, daß mir sein Bild gerettet werden konnte, sein theures Bild, und noch einige Kleinigkeiten als Andenken. O, wie habe ich den vielgerühmten geistreichen Freunden gesucht, die ihn einem geregelten Leben unwiderruflich entfremdeten. Wenn sie sammt und sonders am Wege in Verzweiflung gestorben wären, so hätten es die Thränen und Verwünschungen des Kindes ihres Freundes bei der rächenden Gottheit dahin gebracht.“ —

Des großen Debrients Tochter hatte am Theater wenig Rosen gepflückt, aber Dornen waren ihr reichlich geworden. Von ihrem Gatten erzählte sie nichts und ich hatte nicht den Muth nach ihm zu fragen. Er mochte wohl todt sein.

Als Louis, ihr jüngster Sohn, der geniale Zeichner, einmal durch's Zimmer ging, in welchem wir saßen, und ich die Aehnlichkeit des jungen Menschen mit dem Großvater hervorhob, besonders die tiefschwarzen glühenden Augen und das buschige, über die Stirne hereinsfallende Haupthaar, sagte die Mutter, die Hände faltend:

„Ach, mein Gott, und hat gerade dieses Kind mir Noth gemacht! Ein Wunder, daß es am Leben blieb. Wir befanden uns an einem Provinz-Theater, als es geboren wurde. Der Vorhang mußte fallen, denn es war hinter den Couliissen zur Welt gekommen. Ich konnte die Rolle nicht zu Ende spielen. Die großen Parthien der Tragödienliebhaberinnen waren damals mein Hauptfach, ich mußte kaum 8 Tage nach der Geburt des Jungen schon wieder als Maria Stuart auftreten. In den Zwischenacten wurde der Kleine hinter die Couliissen gebracht, und ich reichte ihm die Brust. Der eigensinnige kleine Keil nahm nichts Anderes, als die Muttermilch, er wäre eher verdurstet oder hätte sich zu Tode geschrie'n. Oft jammerte ich in kummervollen Nächten: Und das ist das Loos der einzigen Tochter des großen weltberühmten Ludwig Devrient! Doch er hatte es mir ja vorausgesagt in jener erschütternden Abendstunde des ewigen Abschieds: Es sieht lachend aus, das Theater, aber dahinter lauern die Teufelsfragen.“

Dennoch fand Frau Höffert mit jener unerklärlichen Schnellekraft der ächten Schauspielernatur den Humor nach den tragischsten Ausbrüchen sogleich wieder. Louis wollte durchaus Seemann werden, die Mutter mochte ihn dem trügerischen Elemente nicht überlassen, hoffte wohl auch auf dem festen Lande eine bessere Stütze für ihre alten Tage an dem talentvollen Sohne zu gewinnen.

Scherzend und zugleich drohend rief sie ihm zu, als er vom Heldenthum des Seefahrers schwärmte:

„Louis, Louis, denk' an den fliegenden Holländer, das furchtbare Seegespenst, und schreckt Dich der nicht, so denk' an das Tauende, das die Prosa zu dem poetischen Seeheldenthum liefert, und das den Rücken des armen geplagten Schiffszungen nur zu oft blau färbt, ehe er an irgend welchen Aufschwung denken kann.“ —

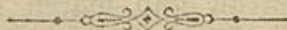
Dennoch hat sich der Enkel Ludwig Devrients den Wassergeistern, ihrer Romantik und ihrem Spuk, mit Leib und Seel' verschrieben. Als Emilie Höffert mich nach mehreren Jahren in Dresden besuchte, klagte sie:

„Er ging zur See, ich weiß nicht, auf welchen Gewässern er schwebt. Ich habe seit lange keine Nachricht mehr, zuletzt kreuzten sie im stillen Ocean und waren mit genauer Noth aus einem großen Sturm errettet worden. Vielleicht liegt er schon auf dem Meeresgrunde gebettet. Der Andere ist Photograph in Rußland, zuerst ging er nach Warschau, wer weiß in welchem Winkel des Riesenreichs er jetzt weilt. Elise, meine schönste Hoffnung, ist todt. Mit dem Brautkranz im Haar sah ich sie auf der Bahre liegen, als ich kam, sie zum Traualtare zu geleiten. Welche Tragödie! Ich selbst bin als komische Alte — wahrlich, es ist tragi-komisch zum Weinen — mit einer winzigen Gage am Resmüller'schen Sommertheater im großen Garten engagirt. Bis zum Herbst, heißt das. Wenn die Blätter fallen, falle auch ich, bin ohne Engagement. Das ist das Geschick der unmittelbaren Nachkommen des größten deutschen Schauspielers. Ich muß immer lachen, wenn die Schriftsteller Theatergeschichten erfinden, ersinnen. Das sind Zerrbilder. Die wahren sollten sie schreiben, da hätten sie genug zu thun, und thäten was Verdienstliches. Bei den erfundenen spürt jeder vom Metier das Unwahre, Gemachte, die Wirklichkeit ist so ganz anders!“

Seit jenem Besuche, den Emilie Höffert mir im Jahre

1856 abstattete, habe ich nichts wieder von ihr gehört und  
gesehn. Ihr berühmter Cousin, mein College am Dresdener  
Hoftheater, Emil Devrient, den ich einmal nach dem Aufent-  
haltort und Geschick seiner Verwandtin frug, antwortete mit  
elegischer Betonung:

„Verschollen!“



## VII.

Oldenburger Still- und Kunstleben. Bekanntschaft mit Professor Adolf Stahr. Er kritisiert. Freundschaftsbund zwischen Emil Pallaske und mir.

---

Feierliche Stille herrschte am innern Damm, den ich als den geräuschvollen Corso Oldenburgs gefürchtet hatte. Dort saß ich hinter zwei der großen tiefherabgehenden Parterrefenster, wie sie landesüblich waren, und deren jedes die beliebte practicable Scheibe hatte, um lüften zu können ohne den ganzen Flügel zu öffnen. Der Mangel an schützenden Läden, wo unberufenes Einsteigen so leicht war, machte mir Bangen, aber ich tröstete mich mit der schon bewunderten Ehrlichkeit der Oldenburger und mit der Schildwache drüben am Schloßthor.

Bei einer Wittwe, Frau von Bremen, die mich sehr liebenswürdig aufnahm und die überhaupt eine kunstfreundliche Eingegenommenheit für die Mimenwelt an den Tag legte, hatte ich durch Herrn Regisseur Moltke's Vorsorglichkeit ein elegant ausgestattetes Logis in einem der hübschen Giebelhäuschen der Dammstraße gefunden und betrachtete es, literarisch aufstrebend, wie ich war, als ein glückliches Omen, daß sich in der nächsten Nachbarschaft die altrenommirte Schulze'sche Hofbuchhandlung befand. Meine treffliche Wirthin machte mir das Leben so behaglich und wußte mir so viele nützliche Winke zu geben, die mich in meiner neuen Stellung fördern konnten, daß ich sehr unglücklich war, als nach Ablauf der nächsten Sommerferien

